

Aitmatow, Tschingis

(1930-2004)

kirgisischer Schriftsteller, Politiker

Aitmatow bei wikipedia >>>

Dialog mit **Ikeda, Daisaku** (japanischer Schriftsteller und Philosoph)

(1)

Soziale Revolution und die Revolution im Menschen

IKEDA: Bekanntlich hielt der Marxismus den Übergang von der kapitalistischen zur sozialistischen Gesellschaft für historisch natürlich und unvermeidlich. Dabei sollte das Klassenbewusstsein als die treibende Kraft der Revolution heranreifen und sich mit einem klaren Ziel vor Augen formieren. Lenin betrachtete die Revolution als bewusste Tat der Menschen, er verlieh dem sogenannten menschlichen Faktor eine besondere Bedeutung – nach seiner Ansicht war dies für die Bildung von Klassenbewusstsein unerlässlich. Auf diesem Gebiet verkörperte Lenin selbst hervorragende Eigenschaften als geborener Revolutionär und Realist.

Vor zehn Jahren besuchte ich Indien und hatte das Glück, mit dem Schriftsteller Rasipuram Narayan, den man als das Gewissen Indiens bezeichnet, zu sprechen. Narayan hält wie ich daran fest, dass sich die soziale Revolution durch einen Umbruch im Innern des Menschen vollzieht...

AITMATOW: Im 19. Jahrhundert hat der russische Schriftsteller Alexander Herzen hervorgehoben: „Die Befreiung des Volkes ist um so größer, je freier es von innen heraus ist.“

Wenn wir also Narayan darin beipflichten, dass sich die soziale Umwälzung durch die Revolution innerhalb des Menschen zu vollziehen habe, können wir auch Alexander Herzen zustimmen, oder?

IKEDA: Erstaunlich, wie große Geister unterschiedlicher Zeiten und Völker im Einklang stehen!

AITMATOW: Vielleicht gehört gerade das zu den wenigen Erscheinungen, die nicht erstaunlich sind.

Ich bin weder Historiker noch Philosoph oder professioneller Politiker, kann aber Ihre Annahme mit der Verantwortlichkeit eines Schriftstellers, der recht aufmerksam, wie ich zu hoffen wage, Auge und Ohr auf das Leben des Volkes richtet, bestätigen: Die Perestroika, die in unserem riesigen Land begann, ist weder die Laune noch die spontane Gnade der Macht, die sich eine neue Revolution ersonnen und zu verwirklichen entschlossen hat.

Den kläglichen Zustand des Landes haben viele nicht nur gespürt, sondern auch gesehen und begriffen. Darunter waren auch die ehrlichsten Parteiführer. Und hat einer den Mund aufgemacht, wo ist er dann abgeblieben? In der Regel hat man ihn zum Führer gemacht. Aus Gesundheitsgründen.

Was bedeutet dieses Eingeständnis der Wahrheit? Der nächste Schritt wäre bereits der Zweifel an der ganzen Richtung, in die das Land während siebzig Jahren geführt wurde. Wohin? Zu den leuchtenden Höhen des Kommunismus. Den Kommunismus an sich trifft nicht die Schuld – die Idee enthält ursprüngliche Menschheitsideale. Aber jede Idee lässt sich besudeln und verunstalten, gegen ihre Bestimmung und Substanz verwenden.

IKEDA: „Freiheit! Wie viele Verbrechen wurden unter diesem weiblichen Namen verübt!“ Bemerkenswerte Worte der schönen Loran, ein Opfer des Jakobinertums, ausgerufen unter der Guillotine. Die französische Revolution hatte ihren Höhepunkt erreicht, und

Lorans Aufruf bezeugt, dass die ganze Menschheitsgeschichte von einer Tragödie durchzogen ist – immer, wenn sie bestrebt schien, das Schöne durchzusetzen, befand sie sich in der Hand des Teufels, der den Sieg des Bösen davontrug. Im Rückblick lässt sich das leicht sagen, aber es gab die Zeit, als das Beispiel der Oktoberrevolution den Völkern als Fackel leuchtete und viele Intellektuelle, gleichsam die weitsichtigsten Menschen, die in ihren Ländern als das Gewissen galten, faszinierte.

Ein typisches Beispiel hierfür ist Romain Rolland. Ungeachtet der Tatsache, dass er sehr wohl über die damals in der UdSSR vollzogenen Massensäuberungen Bescheid wusste, ungeachtet dessen, dass er wie Mahatma Gandhi dem Wesen nach ein entschiedener Gegner der Gewalt und des Terrors war, die mit dem Bolschewismus einhergingen, hat er doch bis zum Ende die russische Revolution und die Sowjetunion weiterhin in Schutz genommen.

Freilich muss hier auch die Zeit berücksichtigt werden: Die Aufgabe, eine antifaschistische Einheitsfront zusammenzuschmieden, stand im Vordergrund! Aber ich sehe hier vor allem die zwangsläufige Wiederholung in der Menschheitsgeschichte. Das Jakobinertum wie der Bolschewismus blieben stecken – „im Streben nach dem Guten“ haben sie letzten Endes nur Böses gebracht...

AITMATOW: Ja, von außen hatte es den Anschein, als würde in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken der künftige Mensch erschaffen. Das glaubten außer den zahlreichen Schriftstellern Europas auch hervorragende Humanisten und Künstler Lateinamerikas... Darüber muss man sehr ernsthaft nachdenken, denn mit Ironie zieht man sich hier nicht aus der Affäre.

Erst neulich las ich einen erschütternden Satz: „Die Revolution ist die Rache für den Traum.“ Und wer, glauben Sie, hat ihn formuliert? Der Russe Michail Prischwin, subtilster Lyriker und Sänger der Natur...

IKEDA: Ich habe gehört, dass man bei Ihnen Prischwin als den letzten russischen Weisen bezeichnete.

AITMATOW: Er war es auch. Aber der letzte? Das will ich nicht glauben. Das Volk, das Weise hervorbringt, ist unsterblich. Letztlich ist es nicht zu täuschen, obgleich es auch vorkommt, dass die Euphorie eine beträchtliche Zahl von Menschen erfasst und all denen zupass kommt, die diese Euphorie als Ausfluss des Volkswissens im ganzen auffassen.

Reiner Unsinn! Die Gedanken eines Volkes drücken sich nicht in streng formulierten Philosophemen aus. Das Gefühl, so nicht mehr leben zu können wie jetzt, kommt unwillkürlich zum Ausdruck – auf der Ebene der Alltagssprache. Die Hauptsache ist doch, dass die Menschen begriffen haben, so nicht weiterzuleben können...

...

AITMATOW: Gorbatschows Verdienst besteht darin, dass er, gemeinsam mit anderen ehrlichen und weitblickenden Politikern, die wirkliche Lage der Dinge eingestanden hat. Dieses Eingeständnis, wozu der Verlauf der Geschichte tatsächlich geführt hat, war das allerschwierigste. Versuchte man doch nach wie vor, mit den alten Methoden zu regieren.

Es war nötig, im Menschen den Menschen zu sehen. Darin liegt für mich der Hauptsinn der Perestrojka. Es fällt mir nicht leicht, die Sklaverei zu überwinden und die inneren, durch vielversprechende Losungen und Verheißungen genährten Illusionen zu überwinden; also nicht nur die Weltanschauung umzugestalten, sondern auch zu einer normalen Weltbetrachtung zurückzukehren, was unvergleichlich schwieriger ist...

IKEDA: In seinen Sternstunden der Menschheit hat Stefan Zweig die freudige Erregung der Menge, die am finnländischen Bahnhof in Petrograd den aus der Emigration

zurückkehrenden Lenin begrüßte, anschaulich beschrieben. Aber selbst Lenin, der sich zu Beginn der russischen Revolution auf die erweckten Volksmassen stützte, trat für die führende Rolle der Partei als der Avantgarde des Proletariats ein. Gerade hierin ist die komplizierte Lage, in der sich Lenin befand, zu sehen. Er blieb weiterhin der Politik verpflichtet, die Interessen des gesamten Volkes zu vertreten...

Als hervorragender Revolutionär und Realist hat Lenin nach der Revolution die Theorie der Staatsstruktur, die in gewisser Weise am Anarchosyndikalismus krankte, verändert. Lenin behauptete, man dürfe nicht alles dem Willen der elementaren Massenenergie überlassen, eine weitere Entwicklung der Revolution sei ohne die entschlossene Führung der Partei, der Avantgarde, unmöglich...

Ich möchte jedoch die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass die Theorie von den Massen und Avantgarde in dem Riesenland nur dank einer so herausragenden Persönlichkeit wie Lenin möglich war. Aber als Lenin, der dieses komplizierte System wie der Titan Atlas auf Schultern trug, nicht mehr da war, trat Stalin auf den Plan und bewies in äußerst brutaler, unmenschlicher Weise, was mit diesem System anzurichten war...

AITMATOW: Bis auf den heutigen Tag ist ein dumpfer Widerhall in den Auseinandersetzungen über die Frage zu vernehmen: „War die Revolution überhaupt nötig?“ Je grimmiger gefragt wird, desto naiver antwortet man.

Naiv ist zunächst, die Historie im Konjunktiv zu betrachten, dass heißt vom Standpunkt der Frage: Was wäre geschehen, wenn... Des weiteren sucht man hier, ohne lange nachzudenken, nach den Schuldigen, die ja davon träumen, die Menschheit zu beglücken, und die Losung in Umlauf brachten: „Wer nichts war, wird alles sein.“

IKEDA: Haben diese Menschen etwa nicht den uralten Traum der Menschheit von Gleichheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zum Ausdruck gebracht? Soweit mir bekannt ist, hat dieser Traum viele dazu inspiriert, für die Macht der Sowjets in den Tod zu gehen.

AITMATOW: Sa vlast sowjetow, genau das – für die Macht der Räte, mit anderen Worten – für die Macht des Volkes. Aber jede Partei glaubt eben, besser als andere zu wissen, was die revolutionären Massen brauchen, nur weil sie sich vom Gedanken leiten lässt, die vorherige Struktur der Gesellschaft und des Staates zu stürzen.

IKEDA: Um „alles“ zu werden?

AITMATOW: Nichts dergleichen. Das ist nur der Knochen für den Sieger. Der echten Idee und dem Ziel, derentwegen sich das Volk – nicht die Massen, wie ich betonen möchte – erhoben hat, wird etwas Arglistiges und Heuchlerisches unterschoben. Das Volk lehnte sich doch gegen die Sklaverei auf, in die ein überlebtes und den Gestank von Fäulnis verbreitendes System den Menschen verletzt hat...

IKEDA:

Der Verlauf der russischen Revolution belegt, wie die Keime eines künftigen Bruchs zwischen der führenden Partei und dem Volk schon in der Position von der „Avantgarde“ angelegt sind. Die Anmaßung der „Führenden“ in der „Avantgarde“, die Erwartungen des Volkes besser zu kennen als das Volk selbst, ist doch nicht mehr als die Arroganz des Verstands.

Tief im Innern des Menschen verbirgt sich ein grenzenloses „schweigendes Universum“. Jeder Versuch, dieses Universum mit dem Verstand zu präparieren, führt nur zur Entstehung einer utopischen Ideologie, die stets mit furchtbaren Greueln schwanger geht. Die Einbildung und der satanische Stolz der „Parteiavantgarde“, die Anspruch auf Führung der Massen erhebt, wurzelt in der Arroganz des Verstandes und befördert unbedingt das

unerträgliche Selbstlob und die Herrschaft der „roten Aristokratie“ mit ihrem entstellten Bewusstsein von deren angeblich besonderem Recht, auf das Volk herabzublicken. Die Beschränktheit des „aufgeklärten Rationalismus“ tritt in den unterschiedlichsten Dingen zutage. Womöglich ist der Bolschewismus eine ihrer schmerzlichsten Erscheinungen...

Zweifellos lässt sich einer der Gründe, die Lenin veranlasste, die Idee der „Avantgarde“ einzuführen, in der Weise bewerten, dass er den Kräften der Gegenrevolution widerstehen wollte. Die Massen, die sich erhoben hatten, brauchten eben auch ihre Führer und ein Programm, das ihre Interessen verkörperte und ihre Hoffnungen ausdrückte.

AITMATOW: Richtig. Nur stellt sich hier das Problem der Verantwortlichkeit vor Geschichte und Volk. Die führende Partei hat das zu erkennen, wenn sie diese Rolle beansprucht. Und nicht das Gegenteilige.

IKEDA: Woran denken Sie, wenn Sie sagen „Und nicht das Gegenteilige“?

AITMATOW: Man darf das Volk nicht als Geißel der großartigsten und fortschrittlichsten Ideen und Ziele eines Parteiprogramms ansehen und sich dabei absolut sicher wähnen, dass das Volk ausgerechnet dieses und nichts anderes wünscht. Und wenn das Volk die Unterstützung verweigert? Ja sogar opponiert, etwa unter der Losung „Für die Sowjets ohne Kommunisten“? Ist dann statthaft, aus Ingrim und eingeschleiftem Gehorsam zu reagieren, das undankbare, unwissende Volk, das sein Glück angeblich nicht versteht, in den Kommunismus der eisernen Hand zu hetzen, und zwar im Namen eben dieses Volkes?

Mich hat beispielsweise schon immer die unerschütterliche Gewissheit der Leute empört, die absolut sicher sind, besser als ich selbst zu wissen, worin mein Glück besteht. Woher haben sie diese Gewissheit? Warum soll ich ihnen glauben und sie für Propheten halten?

IKEDA: Diesem Typus Menschen sind Arroganz, Verschlossenheit und Fanatismus zu eigen. Ohne Ausnahme mangelt es ihnen allen an Bescheidenheit. Sie können anderen nicht zuhören. Haben sie einmal ein Wort beim Schopfe, verwandeln sie es in eine Losung und verkünden es fortan hochtrabend – aber mit Überzeugung hat das nichts zu tun. Es mag zwar der Eindruck entstehen, dass sie die Wörter gebrauchen, tatsächlich sind sie bloß Gefangene der Wörter. Wir haben es hier mit einer Art Bestreben zu tun, die Wirklichkeit mit Hilfe des Wortes einzufrieren. Wenn es auch nicht bis zur „fanatischen Befolgung des Wortes“ gehen sollte, dann bleibt wenigstens ein extremes Vertrauen gegenüber diesem Wort...

Natürlich dürfen die Anstrengungen nie aufhören, den Ausdruck durch das Wort zu finden, aber zugleich ist es nötig anzuerkennen, dass man mit Wörtern nicht all das vermitteln kann, was in einem Menschen vorhanden ist. Die Welt der Handlungen und der Erfahrung sind unvergleichlich reicher als das in Worten Ausgedrückte. Deshalb sollte sich der Mensch vorsehen, den bestehenden Wörtern all zu sehr zu vertrauen, er muss im Schweiß praktischer Tätigkeit Schritt für Schritt eine immer größere Genauigkeit des Wortes anpeilen. Das Einfrieren des Wortes führt zur Lähmung des Geistes. Das Geheimnis und die Frische des Wortes stets zu bewahren, beruht in der Flexibilität des Geistes, nicht einen Augenblick lang die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit einzustellen...

AITMATOW: Wie dem auch sei, ich werde darüber nachdenken, was ich in einem früheren Leben gewesen bin. Jedenfalls war ich gegenüber Autoritäten immer auf der Hut, obgleich nicht ungefährlich war, das an die große Glocke zu hängen.

IKEDA: Ein Schriftsteller Ihres Landes hat einmal gesagt, dass das russische Volk, über

lange Zeit von brutalster Macht niedergehalten, innerlich sehr viele Gefühle der Angst und des Hasses angesammelt habe.

AITMATOW: Das Volk ist weise, wenn es Volk bleibt. Aber der blinde Aufruhr der Menschen, die sich in eine Menge verwandeln, ist furchtbar. Schon Alexander Puschkin hat davon gesprochen und vergeblich vor aufputschenden Proklamationen gewarnt. „Zur Axt ruft ihr die Rus!“

Die Demokratie – in unserem Land wenig geübt – heißt Geduld. Die Ochlokratie dagegen ist die besessene Wut der Versammlungen.

Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass man diese Wahrheit den Menschen einzuprägen hat und nicht glauben darf, dass sie so einfach sei und jeder sofort wisse, worum es geht. Leider trifft das nicht zu. Und dann hörst du erneut die Reden über die Notwendigkeit einer harten Hand, die Ruhe und Ordnung schaffen würde. Aber das haben wir bereits durchgemacht.

Das Volk sollte sich nicht selbst betrügen, indem es sein Schicksal in einer Euphorie des Augenblicks sympathisch erscheinenden, attraktiven Führern anvertraut.

IKEDA: Machthaber haben es sehr gerne, dass das Volk reglos bleibt und auf Jahrzehnte hinaus im Tiefschlaf verharrt. Die Folge davon ist, dass sich das Volk an die Regierenden gewöhnt und sich völlig auf sie verlässt. Wenn aber eines Tages der „Geist des Volkes“ auflebt, zeigt er sich mitunter in äußerst erbitterten Formen. Charles Alexis Tocqueville hat dazu gesagt, dass in der Epoche der Demokratie die unterschiedlichsten Dinge in Bewegung kommen, am meisten jedoch die „Bewegung der menschlichen Seele“. Das Volk fällt dabei oft in extreme Gegensätze und stürzt „von Weisheit zu Dummheit, von Dummheit zu Weisheit“. Wie die Geschichte zeigt, trifft das in erster Linie auf Gesellschaften mit schwachen demokratischen Traditionen zu. Ich glaube, das gilt auch für die ehemalige UdSSR.

Das Reifenniveau des Volkes ist hier außerordentlich wichtig. Wie sind die vielversprechenden Möglichkeiten der Freiheit zu nutzen, die einem wie Schnee auf den Kopf gefallen sind? Das hängt doch einzig vom Entwicklungsstand eines Volkes ab und seiner Fähigkeit, Selbstständigkeit und Selbstkontrolle zu vereinen.

AITMATOW: In diesem Fall wünsche ich mir, dass das Volk die Worte des russischen Malers Nikolaj Rjorich beherzigt, der den Sinn der menschlichen Existenz so definiert hat: „Leben – besser leben – besser sein.“

Tschingis Aitmatow, Daisaku Ikeda; Begegnung am Fudschijama. Ein Dialog.
Unionsverlag Zürich 1922, S. 268-282

(2)

Von der Zersplitterung zur Harmonie

IKEDA: Die gegenwärtige Epoche ist von einer Zersplitterung geprägt. Gedanken und Handlungen der Menschen stimmen zumeist nicht überein. Die Diskrepanz zwischen Verstand und Gefühl, der Bruch zwischen den Generationen und die Auflösung der menschlichen Beziehungen werden immer spürbarer und schmerzhafter, die Konflikte zwischen Nationen und Staaten mehren sich, Mensch und Natur sind zutiefst zerrissen. All das hält man gemeinhin für eine Besonderheit des modernen Menschen und der zivilisierten Gesellschaft. Die Zersplitterung ist in den unterschiedlichen Bereichen der menschlichen Tätigkeit anzutreffen.

Ich glaube, dass das Wesen des Bösen in der Getrenntheit liegt. Das Böse wuchert, wo

Harmonie und Ordnung zerstört werden, wo alles voneinander isoliert ist. Das Gute dagegen beruht auf Einheit und sinnfälliger Ordnung. Ich würde das auf die knappe Formel bringen: „Getrenntheit ist das Böse, Vereinigung das Gute.“

Vereinigung bedeutet, Verstand und Gefühle, Gedanken und Handlungen harmonisch zu verschmelzen, die Herzen der Menschen zu binden, Staaten durch Bande der Freundschaft zu verknüpfen und die Zivilisation auf der Grundlage von Eintracht zwischen Mensch und Natur zu erbauen. Wenn wir das nicht verwirklichen können oder gar wollen, dann dürfte, wie Sie sagten, die Menschheit zum Untergang verurteilt sein.

Wenn wir das „Neue Denken“, das eine Wende von Konfrontation und Kampf der Blöcke zu wechselseitiger Abhängigkeit und Übereinstimmung einleitete, nicht nur als Kategorie der Beziehung zwischen den Staaten ansehen, sondern auch weiter fassen, dann gibt uns das die Möglichkeit, die Zivilisation zu überprüfen und umzugestalten. Wir brauchen eine Bewegung, die die Welt der Harmonie näher bringt und die maßlos zersplitterten Herzen der Menschen verschmelzen lässt.

Was ist Ihre Ansicht?

AITMATOW: Vielen sind Herz und Verstand zerrissen. Unsere innere Disharmonie ist ein Abbild der äußeren Zwietracht, die die moderne Gesellschaft zerfrisst.

Den Widersprüchen, die Sie nannten, würde ich den Bruch des modernen Menschen mit der eigenen Vergangenheit und der Geschichte hinzufügen. Er will sich damit nicht belasten. Noch mehr gilt das für die Weltgeschichte. Was hat das schon mit mir zu tun, wie mit irgendeinem der unbekannteren, von der Zivilisation ausgelöschten Völker verfahren wurde? Schön. Aber warum soll sich denn irgendwer für dich interessieren? Menschen oder Völker, die so denken, entfremden sich unwillkürlich dem Kosmos des Seins, verurteilen sich zu spießbürgerlicher Existenz und hermetischer Abgeschlossenheit. Das gleicht der unaussprechlichen Qual des Gefangenen, der nicht weiß, weshalb er verurteilt wurde, und schließlich erfährt, dass er sich selbst zum Gefangenen gemacht hat.

Die Erde ist klein geworden. Wir hatten das schon zuvor intuitiv verspürt. Aber erst die Kosmonauten haben uns sehen lassen, dass unsere irdische Wiege nicht mehr ist als ein kleiner blauer Stern in den unübersehbaren Weiten des Weltalls. Gleichzeitig hat sich unsere Vorstellung von der Welt erweitert. Wir hatten ja angenommen, isoliert leben zu können und einander nicht unbedingt kennen zu müssen. Wir konnten uns militärisch oder ideologisch abkapseln und Mauern bauen. Heute wollen wir so nicht weiterleben und wünschen etwas anderes. Sind wir dazu fähig oder gar bereit, so dass wirklich einer den anderen versteht, nachdem die äußeren Mauern gefallen sind?

IKEDA: Für den einzelnen Menschen wie für Nationen und Staaten wird es zunehmend unmöglicher, unter Bedingungen der Isolation und Abgrenzung zu existieren.

In meinen Handlungen lasse ich mich von der religiösen Überzeugung leiten, dass „ein Mensch zehntausend gleicht“ ... „Ein Mensch ist das Abbild aller Menschen.“ Es geht dabei um die „Gleichheit der vier Ozeane“ und die „Brüderlichkeit der Zehntausend“, die sich dem Menschen erst dann erschließen, wenn er das Wesen eines einzigen Lebens gründlich und mit größtmöglicher Fülle erfasst. Jeder Mensch wünscht doch seiner Familie Gesundheit und Glück, er will seine Freude an den heranwachsenden Kindern haben, und er leidet am Tod eines nahen Menschen, er strebt also letztlich nach Frieden ohne Kriege. Das ist das wahre Bild des einzelnen Menschen, wie er in seiner ganzen Nacktheit ist und keine Unterschiede kennt, ob in sozialer, nationaler oder staatlicher Gegebenheit. Jeder Mensch ist doch ein Wesen, das auf die Welt kommt, erkrankt, altert und stirbt. Niemandem ist es gelungen, dem Tod zu entkommen.

Jeder Mensch ist ein einzelnes Ganzes – und das ist Leben. Das erste der beiden japanischen Zeichen, die für „einen Menschen“ stehen, betont diesen – „einen“.

Der Mensch zeichnet sich im Bereich des Relativen durch die unterschiedlichsten

Koordinaten aus, sein tiefstes Wesen beruht auf der absoluten Gleichheit, der „immanenten Universalität“. Haben wir dem Menschen darüber die Augen geöffnet, erschließen wir uns den Weg zur allgemeinmenschlichen Solidarität. Seit Urzeiten tragen die Menschen als Bewohner ein und desselben Planeten das Allgemeine in sich, das sie befähigt, sich gegenseitig zu verstehen.

AITMATOW: Die Idee ist fast zu schön, um wahr zu sein. Zu vielen fehlt der Glaube, aber auch das Wissen, dass ohne Eintracht die Menschheit ein tragisches Ende nimmt. Wer sich in Gedanken nicht erhebt, verweigert sich der Läuterung. Konfuzius hat einmal gesagt: „Wer die fernen Gedanken verkennt, entgeht auch nicht dem nahen Verdruss.“ Übersetzt in unsere Sprache könnte uns das erschauern lassen.

IKEDA: Warum eigentlich? Das Sein bestimmt doch das Bewusstsein?

AITMATOW: Vom Hungernden ist nicht zu verlangen, den Hunger zu vergessen und sich philosophischen Ergüssen über die Nichtigkeit des Essens hinzugeben. Aber auch in folgenden Worten steckt ein Körnchen Wahrheit: „Die Quelle der Kraft und Ohnmacht wird vom geistigen Niveau des Lebens bestimmt, erst danach vom Industriestandard.“ Die Aussage stammt von Alexander Solschenizyn. Letztlich kann es aber nicht darum gehen, erst dieses und dann jenes zu bedenken und zu tun, sondern man müsste sich dem einen wie dem anderen gleichzeitig und ausgewogen widmen.

Der Weg zu einer Harmonie der Menschheit wird nur möglich sein, wenn der Mensch mit sich beginnt. Das sollte im Bewusstsein vieler verankert werden. Verzeihen Sie, wenn ich dabei lächle – nichts vergeht spurlos, wie Buddhisten glauben.

IKEDA: Ein uralter Gedanke, zu dem sich schon unsere fernen Vorläufer bekannten.

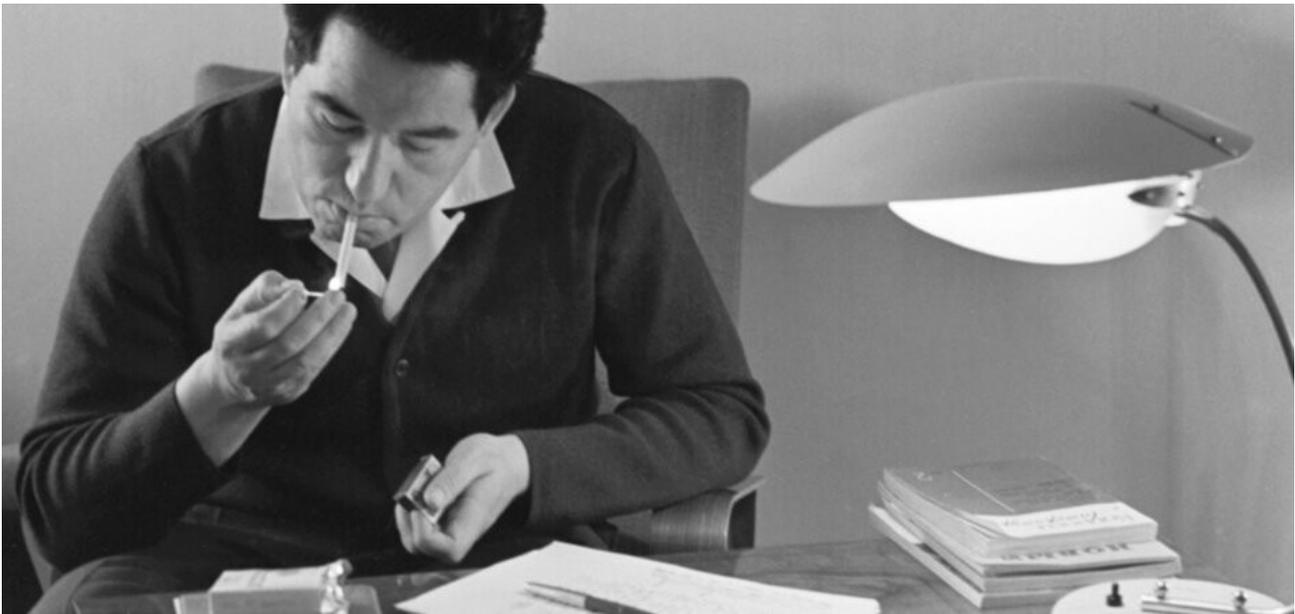
AITMATOW: Dann wäre also die Zeit gekommen, dass wir darauf unsere innere Antwort geben? Dieses Echo der Weisheit ist das Unterpfand einer künftigen Eintracht unter Menschen. Ich zweifle nicht daran, dass in unserer Zivilisation die Kraft dafür vorhanden ist, sich dieser allerwichtigsten Sache anzunehmen...

IKEDA: ... um in dieser Richtung auch zu handeln.

Tschingis Aitmatow, Daisaku Ikeda; Begegnung am Fudschijama. Ein Dialog.
Unionsverlag Zürich 1992, S. 351-355

Aus dem Leben in der Sojus

Weltliteratur über das Proletariat. Vor 15 Jahren starb der kirgisische Schriftsteller Tschingis Aitmatow in Nürnberg. Ein Rückblick auf Leben und Schaffen des wortgewaltigen Erzählers
Von Alieren Renkliöz



Tschingis Torekulowitsch Aitmatow, geboren am 12. Dezember 1928 in Scheker im Talas-Tal, Kirgisische ASSR, gestorben am 10. Juni 2008 in Nürnberg (Aufnahme von 1966)

Ein Kranich fliegt in eisiger Höhe. In der Nähe des Sees Issyk-Kul, wo sein Schwarm gewöhnlich Rast einlegt, steigt ein Höllenlärm in die Luft. Der Vogel hört klirrende Waffen, Schmerzensschreie. Ein Volk vernichtet das andere. Im Antlitz menschlicher Zerstörung warnt der Zugvogel: »Behüt euch der Himmel vor Leid, das kein Mensch mehr erträgt, vor Feuersbrünsten, die keiner mehr löscht, vor blutigen Kriegen, die keiner aufhält, vor Taten, die keiner mehr gutmacht. Behüt euch der Himmel vor Leid, das kein Mensch mehr erträgt.«¹ Die Warnung des tierischen Beobachters aus der Kurzgeschichte »Die Klage des Zugvogels«² ist grauenvoll aktuell.

Die Hand, der diese Zeilen entsprangen, gehörte Tschingis Torekulowitsch Aitmatow. Vor 15 Jahren starb er in einem Krankenhaus in Nürnberg. Er wurde 79 Jahre alt. Aitmatow war Kirgise, schrieb auf Russisch und Kirgisisch und ist einer der bedeutendsten Schriftsteller der Sowjetunion gewesen. Er kam 1928 im Dorf Scheker zur Welt, einem Ort im Norden des gebirgigen Landes, nahe der Grenze zu Kasachstan. Zur Zeit der Perestroika schätzte Michail Gorbatschow, letzter Generalsekretär der KPdSU, seinen Rat. Damals war Aitmatow Abgeordneter im Obersten Sowjet der UdSSR, dem höchsten Legislativorgan der Sowjetunion.

Aitmatow habe morgens um sechs Uhr mit dem Schreiben begonnen, erzählt sein Sekretär Kasat Akmatow in einem Text zu dessen sechzigstem Geburtstag. Bis zwei oder drei Uhr nachmittags blieb er an seinem Schreibtisch. Nach einem späten Mittagessen widmete er sich seinen sozialen Verpflichtungen. Die Sprechstunden des Deputierten Aitmatow seien gefüllt gewesen mit Menschen aus allen Ecken der Sowjetunion. »Vielen Augen sind Kummer, Leiden, Schmerz und eine Spur von

Hoffnung abzulesen«, schreibt Aitmatows Sekretär. Sie suchten Rat beim Schriftsteller. Das konnten alte Menschen sein, deren Kinder sie im Stich gelassen hatten, oder Dorfbewohner, die mit Bürokraten in Schwierigkeiten geraten waren. Aitmatow nutzte seine soziale Position, um per Telefon bei den örtlichen Behörden der Bittsteller etwas zu erreichen. Der Buchhalter habe wegen der vielen Anrufe große Mühen mit Aitmatows Telefonbudget gehabt, und der Andrang auf sein Büro habe es seinen Sekretären oft schwer gemacht, zu ihm zu gelangen. Die wartenden Hilfesuchenden sollen von Aitmatows Mitarbeitern verlangt haben, dass auch sie sich anstellen sollten, wenn sie zum Deputierten wollten.

Traktoren rattern

Diese Menschen, die seine Sprechstunden füllten, kommen auch in seinen Romanen vor: Lkw-Fahrer, Hirten, Bauern, Nomaden, Hydrotechniker, arbeitende Schulkinder und Frauen der Kriegsgeneration – das sind seine Protagonisten. Aitmatow schrieb Weltliteratur über das Proletariat. Seine Erzählungen spielen in Schafställen, bei der Feldarbeit, auf Lieferwagen. Traktoren rattern im Tian-Shan-Gebirge, während die Komsomolbrigaden in den 1950er Jahren das kriegsgeschundene Land aufbauen. Er selbst ist ausgebildeter Zootechniker gewesen und arbeitete als Oberviehzüchter.

Ort der meisten Geschichten ist der Kolchos, der kollektive und genossenschaftlich organisierte Landwirtschaftsbetrieb. Aitmatow beschreibt, wie technologischer Wandel die Gesellschaft prägt. Zu Beginn seines Schaffens ist er klassischer sozialistischer Realist, begeistert vom Fortschritt der UdSSR, doch mit den Jahren thematisiert er immer mehr die inneren Widersprüche der Sowjetgesellschaft. Er kritisiert unreflektierte Technisierung, Planwirtschaft, Zentralverwaltung, Naturzerstörung, kulturelle Entwurzelung und die gesellschaftlichen Zustände der Stalin-Ära.

In seinen Werken tritt er als Autor in den Hintergrund. Beinahe alle Texte erzählt er auktorial, selten meldet sich ein kommentierendes Ich. Die Texte sind atmosphärisch, geprägt von einem naturalistischen Stil. Die weiten Landschaften Kirgisitans öffnen sich. Sie bieten andere Maßstäbe, als Europäer gewohnt sind: 93 Prozent des Landes bestehen aus Gebirge. Die halbe Fläche liegt über 3.000 Metern. Wenn Aitmatow von der Steppe schreibt, dann liegt dieses Flachland auf einer Höhe von 1.500 Metern. In diese Landschaft setzt der Autor Menschen mit Mut und Leidenschaft. Unbesonnenheit bringt sie in Schwierigkeiten, aber sie halten fest an ihren Überzeugungen. Und oft gehen sie daran zugrunde. Viele seiner Geschichten und Figuren entwarf er nach dem Vorbild der Menschen seines Heimatdorfes. Als die Journalistin Irmtraud Gutschke 1977 als erste Ausländerin Aitmatows Geburtsort Scheker besuchte, überraschte sie, dass es eine Dshamilja, einen Danijar und manche andere Figur seiner Werke wirklich gegeben haben soll.

Die Aufmerksamkeit, die Aitmatow den Dingen und Wesen widmet, zwingt seine Leserinnen und Leser, es ihm gleichzutun. Je mehr Aitmatow sich zurückzieht und seinen Bergen, Steppen, Menschen und Tieren Raum gibt, desto stärker entfaltet sich seine atmosphärische Kraft, die sich aus der hinwendenden Beobachtung speist: »Um die einzige Laterne der kleinen Bahnstation wirbeln dichte Schwärme nasser Pappelblätter zur Erde. In dieser Nacht verloren die Pappeln ihr Laub. Schlank und rank wie Ladestöcke, wiegten sie sich federnd im Wind, und das Rauschen ihrer hohen Wipfel erinnerte an fernes Meeresbrausen.« Mit diesen Worten beginnt Aitmatows literarische Laufbahn, es ist die Novelle »Aug in Auge« (1958). Sie handelt von einem Deserteur.

Wider den Gaul der Demagogie

Dass er in »Aug in Auge« wagte, einen Sowjetsoldaten als Fahnenflüchtigen darzustellen, brachte Aitmatow Kritik ein. Sein Kriegsverweigerer entstammte einer Kulakenfamilie. Ursprünglich die Bezeichnung für wohlhabende Bauern, wurde sie später auf alle selbständigen Bauern erweitert. Im Rahmen der »Entkulakisierung«, der staatlichen Kampagne gegen solche Bauern, die als Kulaken bestimmt wurden, verloren 30.000 Menschen ihr Leben. Die Maßnahme war mitverantwortlich für die Hungersnöte in Kasachstan und der Ukraine in den 1930er Jahren. Von der kasachischen Hungersnot war Aitmatow 1932 als Kind selbst betroffen.

Dem großen Terror der Jahre 1936 bis 1938 fiel auch Aitmatows Vater zum Opfer. Mit neun Jahren wurde der junge Tschingis Torekulowitsch zum Halbweisen. Seine Großmutter verlor drei Söhne – allesamt Kommunisten und Revolutionäre der ersten Stunde. Aitmatow findet die sterblichen Überreste seines Vaters Torekul erst 54 Jahre später. 1991 wird in einer stillgelegten Fabrik ein Massengrab entdeckt. 137 aus politischen Gründen hingerichtete Menschen lagen dort begraben. Die Begründung, dass dieses Leid wegen einer »Zuspitzung des Klassenkampfes im Sozialismus«³ stattfinden musste, überzeugte Aitmatow nicht. Er warf jenen, die Stalins Terror mit solchen Worten verteidigten, vor, dass sie den »Gaul der Demagogie wieder durch die Zirkusarena jagen«.⁴

Immer wieder kehren seine Protagonisten an den Issyk-Kul, den zweitgrößten Gebirgssee der Erde, zurück. Er ist der geographische Mittelpunkt seines Werkes: »Der große blaue See, dessen Auge inmitten schneebedeckter Felsgipfel zum Himmel auf sah, wälzte seine Wasser in finsternen Tiefen und spielte wie ein Lebewesen mit seinen prallen Muskeln – großen, trägen Wellen, die ziellos entstehen und ziellos vergehen«⁵, schreibt Aitmatow über den See, der den Nomaden des Tian Shan heilig ist und für dessen Erhalt Aitmatow sich als Umweltbewegter einsetzte. Im Juli 1987 machte Aitmatow in einem Interview auf den Wasserrückgang des Issyk-Kul aufmerksam: »Mehr als sechzig Flüsse und Flösschen, die zuvor in den See mündeten, erreichen inzwischen sein Ufer nicht mehr. Und der See versandet dabei unwiderruflich.« Aitmatow kritisierte die Monokultur, die »Jagd nach der Ernte und dem Bruttoertrag«, der zur ökologischen Verwüstung des Aralsees führte.

Berühmt wurde er mit seiner 1958 erschienenen Novelle »Dshamilja«, die Louis Aragon als »die schönste Liebesgeschichte der Welt« ehrte. Der Erzähler der Novelle, die während des Zweiten Weltkrieges in einem kirgisischen Dorf spielt, ist der 15jährige Said. Seine Schwägerin Dshamilja ist mit der Existenzsicherung beschäftigt. Ihr Ehemann ist im Krieg. Obwohl Dshamilja den Alten respektvoll begegnet, verneigt sie sich vor niemandem. Und wenn sie mit jemandem ein Problem hat, sagt sie das geradeheraus, statt hinterrücks zu spötteln. Eines Tages kehrt der Kriegsversehrte Danijar ins Dorf ein. Er verbringt seine Nächte einsam am Fluss, lauscht dem Gemurmel des Baches. Er kann singen: »Wenn ich doch das Lied Danijars auch nur annähernd wiedergeben könnte! Es hatte fast keinen Text, ohne Worte öffnete es die ganze weite menschliche Seele. Nicht vorher, nicht nachher – niemals habe ich ein solches Lied gehört«⁶, schwärmt Said. Er ist begeistert von diesem Fremden, auch Dshamilja kann sich nicht entziehen: »Das war ein Mensch, der eine tiefe Liebe in sich trug. Keine Liebe, das fühlte ich, wie man sie für einen anderen empfindet, sondern eine weit größere, die Liebe zum Leben, zur Erde. Ja, er verwahrte diese Liebe in sich, in seiner Musik, er lebte durch sie. Ein gleichgültiger Mensch hätte niemals so singen können.«⁷

In der Geschichte, die Aitmatow mit 35 Jahren als Diplomarbeit am Maxim-Gorki-Literaturinstitut abgab, muss sich romantische Liebe einerseits gegen die patriarchale Ordnung, andererseits gegen eine Lebensrealität durchsetzen, die für zarte Gefühle keinen Platz hat. Wenn Dshamilja sich für

Danijar entscheidet, hintergeht sie die patriarchale Ordnung ihrer Heimat. Dshamilja verlässt nicht nur ihren Ehemann, sie verrät einen Soldaten der Sowjetunion. Sicherlich, sie tut dies für einen anderen Soldaten, es bleibt aber, dass man »Dshamilja« nicht als ein moralistisches Erziehungsstück lesen kann. Dass Aitmatow Dshamilja nicht verurteilt, sondern seine Sympathien für sie unverhüllt bekundete und »die Freiheit des Gefühls, die Ehre und Würde der Frau besang«⁸, schreibt sein Sekretär Akmatow, habe zu negativen Bewertungen geführt.

Mit den lokalen kirgisischen Kritikern hatte Aitmatow viele Probleme. In einem Interview aus dem Jahr 1987 sagt er: »Anfänglich war es einfach der unbewusste Instinkt der Selbsterhaltung, auf russisch zu schreiben.«⁹ Die lokale Kritik sei engstirnig und aggressiv gewesen. Im Moskauer Literaturmilieu hingegen sei er aufgeklärteren Ansichten begegnet. Er erzählt von einem Anführer der Kirgisischen Sozialistischen Sowjetrepublik, der verlangte, einen jungen Schriftsteller zu bestrafen, der eine Novelle über das unglückliche Los eines Dorfhundes geschrieben hatte. Der Anführer der Republik habe die Geschichte, berichtet Aitmatow, als Darstellung des Schicksals eines Sowjetmenschen interpretiert. »In dem ich meine Sachen in Moskau veröffentlichte, konnte ich solchen Einschätzungen ausweichen.«¹⁰

Westliche Ignoranz

Zwar erscheint immer mal wieder eine illustrierte Dshamilja-Ausgabe, aber das Gesamtwerk des Absolventen des Gorki-Literaturinstitutes findet in Deutschland nur wenige Leser. In der Bundesrepublik habe die schlechte Rezeption Tradition, wie der 2007 verstorbene Aitmatow-Übersetzer Friedrich Hitzer in einem biografischen Text schrieb. Als Aitmatow 1985 erstmalig die BRD bereiste, sollen, so Hitzer, leitende Redakteure von Funk, Fernsehen und Presse verwundert gewesen sein über die Resonanz, die der sowjetische Schriftsteller bei den Lesern hervorrief. »Wer soll das sein?« sollen sie gefragt haben. Dabei hatte Aitmatow die höchsten Literaturpreise der Sowjetunion verliehen bekommen, darunter 1963 den Leninpreis. Die Anerkennung der im Sozialismus geschriebenen Literatur oder gar die Einsicht, dass auch hinter der Mauer große Kultur wirkte, verbot die Ignoranz. Die Exotisierung Aitmatows bezeuge, kritisiert Hitzer, dass viele europäische Literaturexperten nicht über die Ordnungsmuster ihres eigenen eurozentrischen Blicks hinausgelangten. Dies wirft er explizit den Experten vor, denn die Leserschaft habe früh den Wert Aitmatows erkannt.

Um die Verbreitung und Bewahrung von Aitmatows Werk haben sich im deutschsprachigen Raum der DDR-Verlag Volk und Welt und der schweizerische Unionsverlag verdient gemacht. Nach der »Wende« wurde dieser zu Aitmatows Hausverlag. Neben Friedrich Hitzer und Charlotte Kossuth trugen unter anderem Leo Hornung, Halina Wieggershausen, Juri Elperin, Hartmut Herboth und Hans-Joachim Lambrecht zur Übersetzung aus dem Russischen bei. Ihrer Arbeit verdanken wir, dass Aitmatows Klang im Deutschen ertönt.

Der Friedensbewegte

Der Schmerz der Nachkriegsgenerationen beherrscht seine frühen Texte. Im Alter von 14 Jahren arbeitete er als Gehilfe des Sekretärs des Dorfsowjets. In dieser Funktion trug er die »schwarzen Papiere« aus, Todesnachrichten von der Front. Der adoleszente Aitmatow erfuhr die Grausamkeit des Krieges aus den Gesichtern weinender Angehöriger. Er trieb in einer Zeit voller Entbehrungen die Kriegssteuer ein. All das prägte seine junge Psyche, wie er selbst schreibt.

In der Geschichte »Das Wiedersehen mit dem Sohn« (1964) reitet ein Vater zu einem benachbarten Dorf und erzählt einem Fremden, dass er seinen Sohn besuchen gehe. Er galoppiert durch das Land und vergisst, dass er im anderen Dorf nicht das Heim seines Kindes vorfinden wird, dass sein Sohn nicht mehr ist – gefallen im Kampf gegen den deutschen Faschismus. Tränen des Schmerzes rollen dem Mann über die Wangen. Es ist eine Geschichte, wie sie Millionen Menschen erdulden mussten.

Eine ganze Generation wurde vaterlos groß. In der Erzählung »Der Soldatenjunge« (1965) besuchen Menschen ein Wanderkino, gezeigt wird ein Kriegsfilm. Der Junge, der seinen Vater nie gesehen hat und nun zum ersten Mal einen kämpfenden Sowjetsoldaten erblickt, denkt, dies sei sein Vater, der da auf der Leinwand abgebildet wird. Der kleine Junge sieht, wie der Soldat erschossen wird. Er rennt, »Vater« rufend, auf die Leinwand zu.

Aitmatow zog politische Konsequenzen. Er setzte sich in der Sowjetunion für die Konversion der Rüstungsindustrie ein. Im westdeutschen Tübingen gründete er 1988 unter anderem mit Henning Zierock und Mikis Theodorakis die »Gesellschaft Kultur des Friedens«, die bis heute für Antimilitarismus eintritt. In der Universitätsstadt blüht eine Friedenslinde, die Aitmatow am 8. Mai 1988 zur Erinnerung an die Opfer der Nazis auf dem Gräberfeld X pflanzte, wo auch sowjetische Kriegsgefangene ruhen, an denen deutsche Forscher Menschenversuche unternahmen.

Neben der Verarbeitung von Not und Verlust wendet sich Aitmatow dem Spannungsfeld zwischen Tradition und Technik zu, zunächst in Manier des sowjetischen Realismus. Die Erzählung »Sypaitschi« aus dem Jahr 1953 handelt vom traditionellen Dammbauer Beknasar und dessen Sohn Alymbek. Ein Sypaitschi baut mit Dreibeinen aus zusammengebundenen Balken, sogenannten Sypais, eine Wehranlage gegen Gebirgsflüsse. Beknasar hat seinen Beruf schon als Kind von seinem Vater übernommen und will die Tradition fortführen. Alymbek aber möchte neue Technologien anwenden. Man könnte Schleusen nutzen, um das Wasser zu beherrschen. Der Vater lässt sich nicht darauf ein.

Als ein Hochwasser alle Dämme zerstört, gibt Alymbek seinem Vater die Schuld an der Katastrophe. Statt Sypaitschi wird der Sohn Hydrotechniker der Wasserwirtschaft. Nach beendeter Ausbildung macht sich Alymbek, ausgestattet mit Sprengstoff, Beton, Baggern und Schleusen, daran, den Fluss zu bändigen. Die Wasserkanäle werden betoniert und das Flussbett künstlich bestimmt.

Beknasar, der von fern zuschaut, wie die neue Technik den Fluss unterwirft, ist begeistert: »Und da da war sicher der Bagger! Nicht umsonst sprach man überall von ihm. Ach, eine Teufelsmaschine, wie sie die Erde nahm!«¹¹ Die Geschichte endet damit, dass der stolze Vater den Sohn für seine Arbeit lobt. Die Tradition gibt nach. Aitmatow bejubelt den Siegeszug der Technik und der jungen Generation, die sie nutzt.

Ein Gemälde der Sowjetunion

Von der Fortschrittseuphorie seiner frühen Texte findet sich in dem Roman »Der Richtplatz« (1986) nichts mehr. Eine der Protagonistinnen ist die Wölfin Akbara, die durch den menschlichen Eingriff aus der Savanne Mujunkum im Süden Kasachstans verdrängt wird. Jäger, Versiegelung und Industrialisierung sitzen ihr im Nacken. Im Tian Shan versucht sie sich eine neue Existenz aufzubauen – vergeblich. Es ist eine Geschichte des Niedergangs, zerbrechender Familien, tierischer wie menschlicher. Man möchte das Buch Klimaschutzaktivistinnen schenken.

In eben jener Mojunkum, in der Akbara ihr Glück nicht findet, begegnet der Leser auch Awdij Kallistratow. Ein junger Seminarist, der aus der Kirche exkommuniziert wird, weil er an ihren Dogmen zweifelt und der reinen Lehre den lebendigen Glauben vorzieht. Die Kritik am Christentum steht stellvertretend für den späten UdSSR-Sozialismus, von dem Aitmatow einmal schrieb, dass er mehr mit scholastischen Diskussionen als mit praktischen Antworten die Probleme des Kommunismus zu lösen versuchte.

Mittellos schließt sich Awdij einem Trupp geächteter Existenzen an. Weil sie den Fleischplan erfüllen sollen, schickt man sie mit Maschinengewehren, einem Helikopter und einem Laster in die Mujunkum. In wenigen Stunden metzelt der Trupp eine ganze Antilopenherde nieder. Sie sind es auch, die Akbara jagen. Awdij erkennt das Unrecht in dem Massaker an den Antilopen und lehnt sich auf.

Aitmatow führt seinen Seminaristen nach Moskau, in die Steppe, an Bahnhöfe, in Polizeizellen, Güterzüge, Krankenhäuser und in Opernaufführungen. Awdij wandert durch die Milieus, und so zeichnet Aitmatow ein Bild der Sowjetgesellschaft. Die literarische Reise geht weit über Awdij hinaus bis an den Issyk-Kul, wo Schäfer leben, Geologen auf Erkundungen gehen und Säufer in Wolfsschanzen klettern, um Welpen zu entführen. »Der Richtplatz« ist ein geographisches und kulturelles Gemälde der späten Sowjetunion. Es ist typisch für Aitmatow, dass die weite Reise am Issyk-Kul endet, jenem See, über den der Zugvogel fliegt und seine Warnung spricht: »Bedenkt, was ihr tut, dass ihr unbedacht nicht die Erde vernichtet!«¹²

Desillusionierter Blick

Den Zentralblättern gefiel der »Richtplatz« nicht. Aitmatow kokettiere mit Gott, scherzte man.¹³ Jeden ehrlich an der Überwindung des Kapitalismus interessierten Menschen jedoch weist dieser Roman im speziellen und Aitmatows Werk als Ganzes auf die gesellschaftlichen Probleme der Sowjetunion hin. Aitmatow ist nichts für jene Sorte Kommunisten, die bei aller gebührenden Hochschätzung der Leistungen des Realsozialismus nicht sehen wollen, dass nicht die CIA, sondern maßgeblich selbstverschuldete innere Konflikte die Sowjetunion zu Fall brachten. Aitmatow kritisiert 1987: »In jedem von uns sitzt ein Dogmatiker, ein jeder von uns war in gewissem Maß durch die Epoche des Stalinismus betäubt, hat verlernt zu denken und zu handeln – ohne den Segen von oben.«¹⁴

Anmerkungen:

1 Tschingis Aitmatow: Die Klage des Zugvogels. Zürich 1990, S. 24

2 Das Erscheinungsdatum der Geschichte ist nicht bekannt.

3 Tschingis Aitmatow: Karawane des Gewissens. Autobiographie, Literatur, Politik. Zürich 1988, S. 310

4 Ebd.

5 Tschingis Aitmatow: Die Klage des Zugvogels, a. a. O., S. 15

6 Tschingis Aitmatow: Dshamilja. Zürich 1988, S. 52

7 Ebd., S. 53

8 Tschingis Aitmatow: Karawane des Gewissens. Autobiographie, Literatur, Politik, a. a. O., S. 320

9 Ebd., S. 288

10 Ebd.

11 Tschingis Aitmatow: Die Klage des Zugvogels, a. a. O., S. 228

12 Ebd., S. 24

13 Tschingis Aitmatow: Karawane des Gewissens, a. a. O., S. 342 f.

14 Ebd., S. 276

Aleksandr-Men-Preis 1998

Verleihung an Tschingis Aitmatow

Aus der Rede des Preisträgers

„Heute gedenken wir wieder einmal Aleksander Mens, eines herausragenden Humanisten und Theologen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Ich hatte seinerzeit die Ehre diesen Mann persönlich zu kennen. Er kannte unsere Familie, unsere Kinder, die damals zur Schule gingen. Wir waren stolz darauf, daß ein Intellektueller von solchem Format, ein kirchlicher Denker, Prediger und Redner der Gegenwart – er vereinte all diese Eigenschaften bewundernswert in sich – mit uns und unter uns war, unsere Sorgen und Kümernisse um die täglichen irdischen Probleme mit uns teilte.

In diesem Zusammenhang eine kurze Abschweifung. Ich denke, viele erinnern sich noch gut an unsere jüngste Geschichte, als Friedensaufrufe und -parolen überall, wo unser Wort auch nur hingelangte, in West und Ost, unser Refrain waren. Das war eine wahrhaft epochemachende Suche nach Wegen zu einem gemeinsamen Überleben, ein Aufschwung des menschlichen Strebens nach Einigung, ein Versuch, die Auseinandersetzung zwischen zwei ideologisch gegensätzlichen Welten, wo die Berliner Mauer als Verkörperung des Bösen auf dem Planeten und als Ausdruck der Zerrissenheit der Welt angesehen wurde, zu überbrücken. Bei einer meiner Ansprachen gebrauchte ich damals, um bildlich zu wirken, den Ausdruck „Unsterblichkeitswille der Menschheit“, wobei ich meinte, daß sich dieser Wille gerade in dem unablässigen Friedenskampf äußere.

Scheinbar nichts Besonderes, eine für die damalige Zeit typische Äußerung, Vater Aleksandr fiel sie jedoch auf. „Sie hatten recht“, meinte er, „Sie haben es in die Ferne gesagt: der Unsterblichkeitswille. In die Ferne ...“ Aleksandr Men war eine umfassend denkende, facettenreiche Persönlichkeit, über ihn könnte man lange reden ...

Wenn man von den Details absieht und zu den globalen Aspekten der Vergangenheit und Gegenwart zurückkehrt, muß gesagt werden, daß das Phänomen Alexander Men ein übriges Mal belegt: Jede Epoche geht mit ihren Personen und ihren Taten in die Geschichte ein, jede Epoche hinterläßt ihre Spuren sowohl in den neuen Entwicklungslinien als auch in den Brüchen und Krisen, die ihr widerfahren.

Die Perestroika ist hier keine Ausnahme. Die in unserem Gedächtnis immer noch fortlebende Epoche der Perestroika, die die demokratischen Stimmungen gewaltig aufsteigen ließ, heute jedoch von vielen mißbilligt und von vielen im Gegenteil nach wie vor als Selbstreformierung, die in der Weltgeschichte ihresgleichen sucht, eingeschätzt wird, die vielen Ländern der Welt Wege zur Überwindung des repressiven Totalitarismus des 20. Jahrhunderts wies, prägte eines der markantesten und bedeutsamsten Kapitel der modernen Geschichte.

Gerade in dieser Umbruchzeit kam Aleksandr Men zu uns. Sein Auftauchen in der Öffentlichkeit brachte etwas grundsätzlich Neues, qualitativ Unterscheidbares mit sich, er kam gleichsam als Stimme des inneren geistigen Potentials. Er gehörte ja nicht zu den Dissidenten, die das Feuer auf sich lenkten und dadurch einen Widerstand auslösten, er war weit davon entfernt, die

Auseinandersetzung zwischen der Kirche und dem Sowjetstaat durch das Anfachen von Leidenschaften auf religiöser Grundlage zu radikalieren. Er nahm weder an Parlamentsdebatten noch an Lobbys, noch an Kundgebungen teil.

Als Denker der christlichen Glaubenslehre, die den Menschen in allen harten Zeiten mitleid- und teilnahmsvoll beisteht, als hervorragender Träger liberaler Stimmungen, die der Intelligenz der 80er Jahre eigen waren, fügte sich Aleksandr Men in die Perestroika wie in das ihm beschiedene Los ein.

Er war gerade jene Persönlichkeit, in deren Auffassungen die strategischen Einsichten unserer Epoche ihren Ausdruck gefunden haben: die globalen Ideen der gegenseitigen Verständigung, des Zusammenwirkens und darüber hinaus einer Partnerschaft zwischen Kulturen und Religionen auf der Grundlage der weltumgestaltenden Demokratisierungsprozesse. In diesem Sinne war Aleksandr Men ein geistiger Vorläufer des Universalismus und der Ökumene der Kultur- und Geisteswerte. Ich nenne ihn für mich einen Apostel der kulturellen Ökumene.

Jahre vergehen. Die strategische Aufgabe der Ökumene in der postindustriellen Epoche – die Suche nach Lösungen im Rahmen der universellen Auffassung von Einheit und Vielfalt der modernen Kulturen – bekommt heute neue Dimensionen. Eine immer größere Bedeutung erlangen die von der UNESCO hervorgebrachten Ideen über die Erarbeitung und Pflege einer Kultur der Friedensliebe, die man den Menschen anerkennen muß. In diesem komplexen und vielseitigen Begriff, der seit einiger Zeit – nach der Beendigung des Kalten Krieges, der ideologischen und Blockkonfrontation zwischen Ost und West – aktiv in unseren Alltag eindringt, haben sich die Hoffnungen der Menschen konzentriert.

Auf diesem Wege müssen wir uns alle, muß sich jede Intellektuellengemeinschaft die neuen Dimensionen des Humanismus, der Toleranz, des Einvernehmens und der Partnerschaft auf allen Ebenen der gesellschaftlichen, nationalen und konfessionalen Beziehungen zu Eigen machen. Die Menschheit betritt in diesem Sinne den Weg der größten Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung, der seit der Welterschaffung beispiellos ist.

Die Menschheit hat keine umfassendere und keine kompliziertere Aufgabe als die, eine Kultur der Friedensliebe als Gegensatz zum Gewalt- und Kriegskult hervorzubringen. Es gibt keinen Bereich der menschlichen Existenz – von Politik bis Ethik, von Grundschule bis zu hoher Wissenschaft, von Kunst bis Religion –, wo der menschliche Geist nicht mit der universellen Idee des Gewaltverzichts konfrontiert wäre. Wie ist dies jedoch zu erreichen, ist das nicht eine totale Utopie? Welche Motive und Handlungen könnten solche unerhörten Zielsetzungen einer bewußt eingeleiteten Evolution rechtfertigen und Wirklichkeit werden lassen? Die Welt kann ja nicht ohne Meinungsdivergenzen existieren – sind wir also wirklich imstande, die fatale Angewohnheit des Menschengeschlechts abzuschütteln? Sind wir imstande, den genetisch verankerten Instinkt des schonungslosen Existenzkampfes zu überwinden? Werden die Vernunft und die Logik des Dialogs die ewige Verdammnis der Menschheit, Krieg und Gewalt, überwältigen und als Grundlage für eine neue Zivilisation, die die Futurologen eine humanistische nennen, dienen können? Die Zukunft wird es zeigen ... Solch eine Aufgabe wurde in der Geschichte noch nie gestellt.

Bei der Suche nach gemeinsamen Wegen zum Universalismus als globale Konzeption der Weltentwicklung gibt es leider Verständnis- und Verständigungsschwierigkeiten, die um so größer werden, wenn man lautstark einen fatalen Zusammenstoß von Zivilisationen im anbrechenden

Jahrhundert voraussagt. Man prophezeit somit eine Kollision von Kulturen, Religionen, Traditionen, Philosophien und Erkenntnissen, das heißt von all dem, was das Wesen der verschiedenartigen Zivilisationen auf unserem Planeten ausmacht.

Unter diesen Umständen wird klar, daß das Entgegensetzen von „unser“ und „fremd“ nicht das Gescheiteste ist. Im Gegenteil, nur die Suche nach Möglichkeiten für gegenseitige Bereicherung und Veredelung kann bessere Bedingungen für eine Koexistenz der Zivilisationen auf Makro- und Mikroebene sichern. Die Erarbeitung solcher Möglichkeiten geschieht aber aufgrund der täglichen Praxis. Es gilt, eine Kultur des Dialogs von Zivilisationen aufzubauen, Praktiken und Verfahren einer solchen dialogischen Koexistenz zu erarbeiten und die Ethik eines solchen Dialogs abzustimmen, wobei das Wertvolle und Eigenartige jeder Zivilisation zum Wohle des Humanismus und der Kultur hervorgehoben werden.“